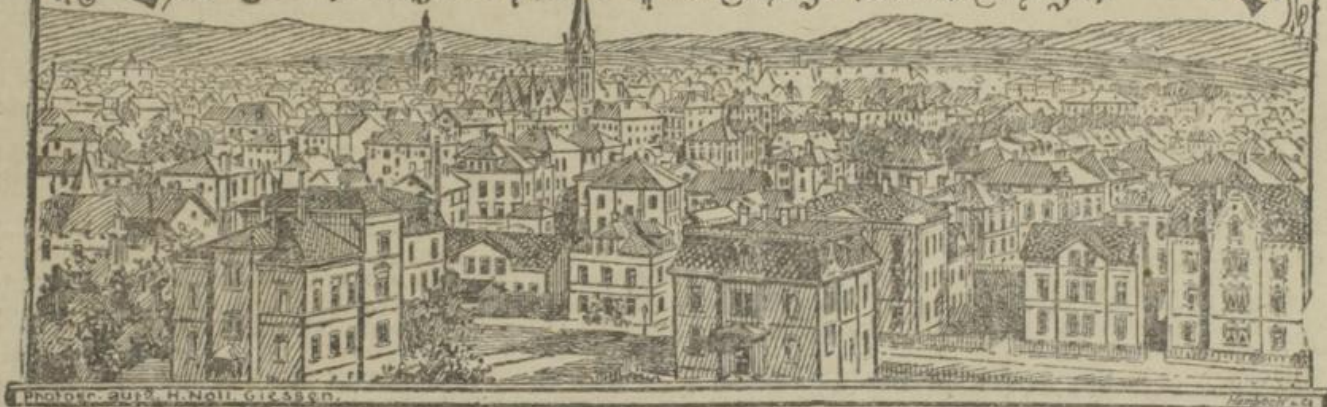


# Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## An den Ufern der Drina.

Roman aus der Zeit der Annexion von Ernst Klein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

### 2. Kapitel.

Die Herren blieben sämtlich in der Gesandtschaft zu Tisch. Die erste Stimmung verflog bald wieder und machte einer heiteren, beinahe übermütigen Platz. Man lachte, erzählte Anekdoten, die nicht gerade in ein Mädchenpensionat gepaßt hätten, und vermied mit feinem Takt alles, was vielleicht zu einer ernsteren Wendung der Unterhaltung hätte führen können. Als der schwarze Kaffee absolviert war und die ersten heimatischen Trabucos mit ihrem blauen Gewölz das behagliche Zimmer erfüllten, sekte sich Lohnsparg ans Klavier und spielte festsche Wiener Walzer und Weisen. Die alten Märsche stimmte er an, die immer erklingen waren, wenn österreichische Regimenter zum Sturm gegen die Feinde angejagt hatten, den stottern „Hoch Habsburg“, den unwiderstehlichen „Kadeško“ und den feierlich klingenden „Prinz Eugen“. Und während die Straßen von den feindseligen Rufen der Menge widerhallten, sangen die Österreicher mit ihren deutschen Kameraden:

„Prinz Eugen, der edle Ritter,  
Wollt' dem Kaiser wiederkriegen  
Stadt und Festung Belgrad.“

Desider aber verschwand still und unauffällig. Er wußte, die Freunde würden ihm die scheinbare Ungezogenheit verzeihen. Er eilte die jetzt noch stille Kronenstraße, in der die Villa des Kronprinzen lag, hinunter und bog in die Fürst-Michael-Straße ein.

Aber schon von ferne hatte er das immer lauter werdende Schreien und Singen der Demonstranten gehört, die von dem Meeting her zum Kronprinzen zogen. Er hoffte, noch vor dem Zuge die Hauptstraße zu erreichen, um von hier aus ungehindert sich nach der Loytschilder Allee wenden zu können. Allein, als er auf die Fürst-Michael-Straße kam, wälzte sich ihm bereits ein breiter, aufgeregter Menschenstrom entgegen.

Voran schritten ein paar Burschen in Nationaltracht, die große Fahnen mit Inschriften trugen. Auf der einen stand: „Das Vaterland ist in Gefahr!“ Auf der anderen: „Krieg gegen Oesterreich!“ „Befreit das unglückliche Bosnien!“ war auf der dritten zu lesen. Die Fahnen flatterten hoch im Winde, und ihre Träger machten stolze, feierliche Gesichter.

Hinter ihnen kamen, voll Würde, die Mitglieder des „Aussschusses für nationale Verteidigung“ mit ihrem Präsidenten Musić an der Spitze, einem kleinen Mann, der Triumphatorblicke um sich warf. Dann als Ehrengäste die Italiener, Gevatter Schuster, Tischler, Drechsler, die heute nichts zu arbeiten hatten und daher ausgezogen waren, Serbien aus den Klauen Oesterreichs zu retten. Sie wurden

geführt von einem ganz alten, ganz kleinen, ganz vertrockneten Männchen, dem Garibaldianer, der sein rotes Hemd mit einer Unmenge klingender Medaillen behängt hatte. Von Zeit zu Zeit hob er seinen Regenschirm, den er sonst zur Erinnerung an alte Zeiten martialisch geschultert hielt, und auf dieses Zeichen schrien seine zweihundert Mann: „Abasso Austria!“ Worauf die Serben antworteten: „Dole Austria!“ Dann brüllten die Italiener: „Evviva Serbia!“ Und die Serben replizierten: „Zivio Italiani!“ Das war ungeheuer erhebend und begeisternd.

Hinter den Italienern kamen die „Todeseslegionäre“, die Auserwählten des serbischen Volks, die geschworen hatten, entweder zu siegen oder zu sterben. Da ihnen aber noch immer keine Gelegenheit dazu gegeben war, weder zu dem einen noch zu dem anderen, begnügten sie sich damit, täglich ihren Sold einzukassieren und ihr zukünftiges Heldentum in den Straßen der Hauptstadt spazierenzuführen. Sie erfuhrten ein mächtiges Geschrei und hauten die Füße auf das holprige Pflaster, daß die Fensterscheiben im Konak klirrten.

Den Schluß bildete ein regelloser Haufen, zumeist aus halbwüchsigen Burschen bestehend, die Herrbilder auf Kaiser Franz Josef vor sich hertrugen und die Pausen zwischen den nationalen Gesängen mit Schreien und Johlen ausfüllten. Sie sollten augenscheinlich in dem Zuge das serbische Volk repräsentieren.

Das ganze war so gemacht, so wenig aus der Seele der Masse heraus, daß Desider sich unwillkürlich seiner Worte in der Gesandtschaft schämte. Diese Männer, halb Hanzwürste, halb arme Teufel, diese Gassenjungen, die wagten es, im Namen des serbischen Volks aufzutreten? Und ihr Geschrei und ihre Phrasen wurden von den Zeitungskorrespondenten in die ganze Welt hinaus telegraphiert und machten sie zittern! Waren diese Leute wirklich Komödianten oder waren sie Narren, arme, bedauernswerte Narren, die ihr Land ins Verderben rissen!

Eng an die Mauer eines kleinen Hauses gedrückt, stand der junge Offizier, um vom Strome nicht mitgerissen zu werden, aber als die große Menge sich heranwälzte, wurde er doch vom Wirbel gepackt und fortgezogen. Er konnte nichts Besseres tun, als sich nicht dagegen zu stemmen; im Nu war er in der Masse eingekleidet und fühlte sich mit vorwärts geschoben. Zur Villa des Kronprinzen ging's.

Dort stauten sich in der schmalen Straße die Haufen. Ein tausendstimmiges „Zivio“ stieg auf, und die Fahnen wurden geschwenkt. Das serbische Volk erwartete seinen Helden. Und programmgemäß öffnete sich in der kleinen unscheinbaren Villa ein Fenster, das schmale, scharf gezeichnete Knabenantlitz des Kronprinzen erschien, und still ward's unter der aufgeregten Menge, mäuschenstill.

Der Kronprinz aber sprach mit weithin vernehmbarer Stimme:

„Brüder! Ich danke euch, daß ihr gekommen seid, um mir eure Treue zu beweisen. Seid versichert, daß ich ebenso fest zu euch halte wie ihr zu mir! Das serbische Volk steht

sich eins mit seiner Dynastie in diesem Moment der Gefahr, und ich sage euch, nichts wünsche ich sehnlicher herbei als den Moment, da ich an die Spitze der Legion des Todes treten kann, um sie gegen den Feind zu führen. Wir werden siegen oder sterben! Eine andere Wahl kenne ich nicht! Darum ziehe niemand mit mir, der nicht für sein Vaterland sein Leben hinzugeben bereit ist! Wer leben will, der soll sterben, wer aber sterben will, der verdient zu leben!\* Hoch lebe das serbische Volk, das für seine heilige Sache zu sterben bereit ist!"

In wildem Chor brausten die „Zivios“ zu dem schwächlichen Jüngling hinauf, aus dessen dunkeln Augen Desider die erste echte Begeisterung blitzen sah. Unter allen diesen schreienden, tobenden Menschen war Kronprinz Georg vielleicht der einzige, der es ernst mit seinen Worten meinte. Er war ein Schwärmer, ein Träumer, aber es lag etwas Fortreibendes in seinen Worten, als er sie trotzig hinaus-schrie.

Dann sprach der famose Ruschic. Trost Phrasen und troff nur so von Blut, Patriotismus und Heldentum. Der Prinz hörte seine Rede mit zusammengebißnen Lippen an und verneigte sich dankend, mit ernstem Gesicht, als die „Zivios“ schier unanshörlich zu ihm hinaufgestiegen. Jetzt war wirklich so etwas wie Rausch in der Masse.

Desider gelang es, sich in eine Haustüre zu schieben. Dort hielt er sich versteckt, bis die Demonstranten zur englischen Gesandtschaft abgezogen waren, dann trat er hinaus und wollte zu dem Platz eilen, wo seine Geliebte auf ihn wartete. Aber... da sah er sich zu seinem Erstannnen mehreren Studenten gegenüber, die ihm den Weg verstellten.

„Was wünschen Sie, meine Herren?“ fragte Desider ruhig und gelassen in serbischer Sprache.

„Wir müssen Sie ersuchen, sich zu legitimieren“, antwortete der Älteste, der den Wortführer machte.

„Darf ich fragen, mit welchem Recht Sie dieses Ersuchen an mich stellen?“

„Wir sind Mitglieder des Ausschusses für nationale Verteidigung.“

„Als solche haben Sie kein Recht, mich anzuhalten.“

„Oho! Da irren Sie! Wir haben Sie während der Rede des Kronprinzen genau beobachtet. Sie sind ein Oesterreicher.“

„Ja, der bin ich. Und was weiter?“

„Ein österreichischer Offizier ist er!“ schrie jemand aus der Menge, die sich von Sekunde zu Sekunde vergrößerte.

„Ich kenne ihn, er steht bei den Honveds in Semlin.“

„Ein österreichischer Spion!“ krächzte eine branntweinheifere Stimme.

„Schlagt ihn nieder, den Spion!“ brüllten mehrere gleichzeitig.

Hände wurden erhoben, Stöcke wurden geschwungen; immer bedrohlicher wurde die Situation für den jungen Offizier. Aber der blickte so lähn und frei auf seine Gegner, daß diese sich unwillkürlich nicht näher an ihn heranwagten.

„Sie sehen,“ sprach der Wortführer der Studenten wieder, „wie aufgeregte die Leute sind. Was haben Sie in Belgrad zu tun?“

„Ich heiße Desider Gronay und bin in Semlin stationiert. Ich kam herüber, um eine mir befreundete Familie zu besuchen.“

„Wieso kamen Sie denn in den Demonstrationszug? Sie wollten sich wohl über uns lustig machen?“

Desider hätte ja sagen können, daß er selbst der Sohn einer Serbin sei, aber das schien ihm in diesem Moment als eine Feigheit. Er antwortete also:

„Auf dem Wege eben zu dieser Familie geriet ich in Ihren Zug und wurde mitgerissen. Da haben Sie die Erklärung.“

„Nun, dann haben Sie wenigstens gehört, daß wir Serben uns vor euch Oesterreichern nicht fürchten“, sagte der Student.

„Ja, das habe ich gehört. Wollen Sie mich nun endlich gehen lassen?“

Sein kaltblütiges Benehmen verfehlte seinen Eindruck nicht. Die Studenten traten zurück und auch die Menge machte Platz. Langsam schritt Desider hindurch, keine Miene suchte in seinem braunen Gesicht, als er durch das Kreuzfeuer feindseliger Blicke und Worte ging.

„Kommt nur her mit euren Militärkapellen!“ schrie ihm einer nach.

\* Wörtlich, so sprach Kronprinz Georg bei einer seiner berühmten Fensterreden.

Er achtete nicht darauf, sondern lief jetzt mehr als er ging der Topfschöder Allee zu. Er hatte durch den Aufenthalt eine ganze Stunde verloren.

Dort, wo die Häuser der Stadt zurücktraten und die Save durch die hohen, mächtigen Bäume der Allee schimmerte, stand ein junges Mädchen, das mit besorgtem Blick die Straße hinauffah. Als sie Desider erblickte, lief sie ihm mit leisem Freudenruf entgegen.

„Da bist du endlich!“

„eBrzeih“, Helene,“ entgegnete er und zog sie von der Straße an das stille, von dichtem Gebüsch umgebene Saveufer hinunter. „Ich kam in den Demonstrationszug und wurde dadurch aufgehalten.“

Von seiner Affäre erzählte er ihr nichts, um sie nicht zu ängstigen.

„Ich war so besorgt, Desider,“ sprach sie. „Es gibt gewiß eine Menge Menschen in Belgrad, die dich kennen; wenn dich einer von ihnen jetzt sehen würde!“

„Würde mir auch niemand den Kopf herunterreißen,“ erwiderte er mit einem schwachen Versuch zu scherzen. Aber der mißlang. War ihm doch das Herz ebenso schwer wie ihr. „Du hast wieder geweint,“ sagte er nach einer kleinen Pause, während der sie stumm nebeneinander am Fluße hingschritten waren.

Das Mädchen schaute zu ihm auf und ihre schönen Augen füllten sich mit Tränen.

„Ich muß immerzu weinen,“ sagte sie mit rührender Schlichtheit.

Desider riß sie an seine Brust und küßte sie, die ihre weichen Arme um seinen Hals schlang und ihm seine Küsse glühend zurückgab.

„Es ist aus, hoffnungslos aus,“ sprach sie dann unter Schluchzen. „So lieb mein Vater mich hat, als ich ihr gestern nur so — so im Scherz, weißt du — fragte, ob er mir nicht erlauben würde, einen Oesterreicher zu heiraten. Desider, da hättest du ihn sehen sollen! Nur daß er mich nicht geschlagen hat! Und ich... ich tat doch nur, als ob ich einen Scherz machte!“

„Wie eng ist doch der Horizont des Menschen!“ murmelte Desider finster. „Dein Vater ist ein Professor, ist ein Gelehrter und selbst ihm schließen so ein paar Grenzpfähle die Welt ein! Und deshalb soll man sein Liebstes auf der Welt hergeben! Ich kann's nicht, Helene! Ich kann's nicht! Wenn ich drüben in Semlin an dich denke, glaub' ich, ich muß wahnsinnig werden! Ich hab' dich ja so lieb, so lieb!“

Er schrie die Worte fast heraus und sie stammelte, überwältigt von ihrem Glück und ihrem Schmerz:

„Mir geht's ja nicht anders!“

Wieder lag sie an seiner Brust, wieder küßten sie sich.

Langsam schlich der Abend übers Land, vom Fluße stiegen weiße gespenstige Wasserdampfe auf und der Wind fuhr raschelnd durch das dürre Herbstlaub. Drüben, am anderen Ufer, sang im Schiffe ein Regenpfeifer sein trüb-seliges Abendlied.

„Was nun?“ fragte er dumpf und tonlos, als sie ihm aus dem Arm geglitten war.

Sie stand vor ihm, hielt seine Hände umfaßt und schaute ihm in die Augen. Und da sah er, wie in ihnen deutlich, immer deutlicher eine heiße Bitte heraufstieg. Nicht mißzuverstehen war dieses stumme Flehen der dunkelblauen Augensterne.

„Nein, Helene,“ schrie er auf, „das kannst du nicht von mir verlangen! Wenn du willst, geh' ich mit dir sterben, aber das nicht!“

„Warum nicht, Liebster, warum nicht? Wo es doch der einzige Weg ist, der uns zusammenführt!“ Ihre Stimme klang süß und weich wie nie zuvor; ihr schlanker Leib presste sich an den seinen.

„Komm zu uns!“ flüsterte sie, während sie ihn näher an sich zog. „Zu mir komm! Bist doch ein halber Serbe. Laß diesen stolzen Kaiser in seinem glänzenden Wien! Was ist er dir? Ein Begriff, weiter nichts. Und ich... ich! Sagst du nicht immer, ich bin dein alles, dein Leben?“

Er stand in furchtbarem Kampfe. Sein Atem keuchte, seine Nasenflügel bebten, aber nur eine kurze Minute. Dann riß er sich fast rauh von ihr los und trat zurück.

„Wir wollen gehen!“ sagte er mit einer Ruhe, die ihr unheimlich klang. „Es ist spät!“

„Desider!“ schrie sie auf und wollte ihn noch einmal umklammern.

Er aber schüttelte den Kopf.

„Du hättest das nicht verlangen sollen,“ sagte er, indem er sich langsam, mit schlaff herabhängendem Arm, dem Bettweg zuwandte. „Du hast mir damit den Abschied so unsagbar bitter gemacht!“

„Desto, Geliebter, Einziger . . .!“ Und ehe er es noch verhindern konnte, hatte sie sich an seine Brust gezwängt und preßte ihre glühenden Lippen auf die seinen. „Geh nicht so von mir!“ schluchzte sie. „Nicht so! Sonst schwör' ich es dir, überleb' ich diese Stunde nicht. Ich liebe dich ja so, mehr als ich es sagen kann. Ich weiß es ja, es war schlecht von mir, von dir zu verlangen, du sollst ein Verräter werden, aber es war meine letzte Hoffnung, meine letzte!“

Noch einmal küßte er sie, noch einmal, dann führte er die Zitternde, Aufgelöste zurück in die Stadt. An der Ecke der Straße, in der sie wohnte, blieb er stehen und ergriff ihre Hand:

„Leb' wohl!“ sprach er. „Ich schwöre dir, nach dir werd' ich keine mehr lieben, keine! Vielleicht sehen wir uns auf der Erde noch einmal wieder. Wenn nicht, dann drüben, Helena! Leb' wohl, leb' wohl. . . du . . . mein Leben!“

Die Stimme versagte ihm. Dann sah er ihr nach, wie sie mit müden, matten Schritten ihrem Hause zuing. Noch einmal sah sie sich um. Noch einmal umfaßte er die geliebte Gestalt mit heißem Blick. . . dann fiel das Gitter ihres Gartens zu. . . Und von der Fürst-Michael-Straße trug der Wind den Ruf der Menge herüber:

„Dole Austria!“ „Nat Austria!“ — „Nieder mit Oesterreich!“ „Krieg gegen Oesterreich!“

(Fortsetzung folgt.)

## Die hundert Tage.

Roman aus dem Jahre 1815 von M. von Witten.

(Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

In trüben Gedanken verloren fuhr Erdmüthe nach ihrem Quartier zurück. Sie zergrübelte sich den Kopf, wie es noch möglich sein könnte, hier zu helfen. Ihr edles, mütterliches Herz wollte sich noch nicht darin finden, daß diese beiden Menschen, die der unerbittliche Tod verschont hatte, durch das Leben auseinander gerissen werden sollten.

Der Fiaker hielt. Sie zahlte, stieg aus.

In granvollem Sinnen stieg sie die Treppen hinauf, schritt den langen düstern Korridor entlang und betrat, von der einfallenden Sonne geblendet, ihr Zimmer.

„Erdmüthe! Gott sei Dank, daß Sie endlich kommen! Verzeihen Sie nur, daß ich mir erlaubte, Sie in Ihrem Zimmer zu erwarten. Aber es ließ mir keine Ruh. Ich wollte keine Minute verlieren.“

Dieser in das einfache Zimmer tretend, dessen getünchte Wände ein paar alte Kupferstiche schmückten, sah sie Otto von Zäger vor sich stehen, diesen schlanken, hochgewachsenen Mann, dessen vorteilhafte Erscheinung durch die Uniform noch gehoben wurde. In Gedanken stellte sie sofort Toska an seine Seite. Ihr Herz zog sich von neuem zusammen: Waren diese beiden nicht wie füreinander geschaffen?!

„Was gibt es denn?“ fragte sie trübe.

„Erdmüthe, wo waren Sie so lang? Sie sind erschöpft. Sehen Sie sich! Ruhen Sie sich aus! Die Worte schossen ihm nur so von den Lippen. Dabei drückte er sie in einen der beiden braunen Rips-Jauteuils nieder, die rechts und links vom Sofa, um einen ovalen Tisch standen.

„Denken Sie sich doch nur!“ Er holte tief Atem. „Graf Duboit hat sich verlobt.“

Erdmüthe hatte, ganz in ihr schmerzliches Nachdenken versunken, nur halb hingehört.

„Was wollen Sie damit sagen?“ fragte sie abweisend.

„Aber verstehen Sie denn nicht?“ rief er ungeduldig.

„Dieser Ueberläufer hat sich verlobt — verlobt mit der Tochter des Generals Bourmont, der kurz vor der Schlacht von Wigny mit ihm gemeinsam zu den Bourbonen übergegangen! Dieser Schurke! Bornbeidend ballte er die Rechte zur Faust. „Er hat mich also doch belogen! Toska muß ihn abgewiesen haben!“

Da ging in Erdmüthens Herzen ein helleuchtendes Versehen und ein frohes heimliches Lachen auf. Keckerlich aber blieb sie tieferneuf; ja sie brachte es fertig, ihr Gesicht in strenge Falten zu legen.

„Warum erzählen Sie mir das?“ entgegnete sie mit gemachter Kälte. „Habe ich etwa je an Toska gezweifelt?“ Betreten stand er vor ihr, an einer Spitze seines Schnurrbart's nagend. In Erdmüthe aber wuchs der geheime Jubel.

„Es kann mit einer Liebe wahrhaftig nicht weit her sein, die äußerlicher, zufälliger Beweise bedarf, um glauben zu können.“

„O mein Gott! Wenn Sie wüßten, wie ich gelitten, Sie richteten nicht so streng!“ murmelte er mit zudendem Munde.

„Aber im übrigen ist das ja jetzt alles einerlei,“ fuhr sie unbeirrt mit einer gewissen kalten Strenge fort, wie ein Arzt, der gezwungen ist, Schmerzen zu bereiten, um zu heilen. Dabei verwandte sie aber, mit feinsten Aufmerksamkeit spürend und auslauschend, kein Auge von seinem alle seine Seelenregungen widerspiegelnden Gesicht.

„Hören Sie mich! Ich komme von Toska — — —“

„Von Toska?“ unterbrach er sie zusammenzuckend.

„Ja. Von Toska. — Sie hat gestern ihren Vater in die Erde gesenkt.“

„Ich hörte davon.“ Sein Blick irrte von ihr weg an den Wänden des Zimmers entlang. Und dann kam es leise — zögernd: „Trägt sie schwer an dem Verlust?“

„Wohl trägt sie schwer daran,“ entgegnete Erdmüthe in einem Tone, als wäge sie jedes Wort. „Aber weit schwerer trägt sie an dem Unrecht, das Sie ihr angetan.“

„Ich?“

„Ja, Sie!“ nickte Erdmüthe in seine weitausgerissenen Augen hinein. „Sie fühlt sich durch jenen Verdacht, den Sie sie durch Ihr Verhalten in Genappe nur allzudeutlich fühlen ließen, aufs äußerste entwürdigt und beschimpft.“

„Das — das hat sie Ihnen selbst gesagt?“ Entsetzt starrte er sie an.

„Das hat sie mir selbst gesagt!“

„Das kann, das darf nicht sein! Erdmüthe, beschimpfen wollte ich sie nicht! O mein Gott! Was hätte mir fernher gelegen! Aber sie hat recht. Wenn sie unschuldig ist — dann . . .!“ Fassungslos preßte er die Hände gegen die Schläfen. „Ah! Ich muß zu ihr — muß sie um Vergebung bitten —“

„Wenn Sie nur vorgelesen werden — —“

„Sie muß mich annehmen! Ich werde mich zu ihr drängen! Ehrensache ist das jetzt für mich, ihr Abbitte zu leisten — Gott! wie das wohlthut, wieder glauben zu können! — So, ihr reines Bild im Herzen, werde ich die Trennung eher ertragen.“ Er war außer sich und ohne sich dessen bewußt zu werden, hatte er sein Herz von neuem der stumm aufstrebenden Frau seines toten Freundes erschlossen. Nah und stürmisch ergriff er ihre Hand und zog sie an die Lippen. „Ich reite sofort zu ihr. Auch die kleinste Verzögerung wäre von Uebel.“

Er stürmte davon.

Erdmüthe blieb allein.

Ein feuchter selbiger Glanz schimmerte in ihren Augen. Ein Lächeln umspielte ihre Lippen — das wehe und doch so wundervolle Lächeln eines Menschen, der entsagend, im Glück der anderen sich ein neues Leben aufbaut. —

Eine Stunde später sprang Otto vor dem eisernen Tore, das zu Toskas Behausung führte, vom Pferd. Er hatte, ohne sich's selber einzugestehen, ganz besonders sorgfältig Toilette gemacht. Der Tschako mit den langherabhängenden schwarzweißen Federn, das blaue bis zu den Hüften reichende Kollet mit den Goldknöpfen und dem kurzen Schößchen, der rote Kragen, die tuchenen Diensthosen saßen ihm vortrefflich. Ja sogar eine Schärpe — die seine war ihm verloren gegangen — hatte der Schwenkdiener aufzutreiben gewußt.

Als der Portier öffnete und seine Frage, ob Madame zu Haus sei, bejahte, warf er dem ohne viel Federlesens die Bügel seines Rosses zu und eilte an ihm vorüber hinein in den Garten. Wie Helmathauch umsing's ihn hier. Er sah sich plötzlich wieder, wie er, vor mehr als Jahresfrist, Frau von Cure am Arm, Toska zu ihrer Rechten schreitend, Mutter und Tochter hierher in ihr Heim zurückgebracht hatte. Der Duft und Hauber dieser jungen Liebe mit all ihrer keuschen Süße stieg wieder in seinem Herzen herauf. Dieser und dieser sank die Qual der letzten Woche darin unter.

Im Bestüblichen begegnete er einer Jungfer.

Er wolle Madame sprechen. Sie solle ihn melden, sagte er ihr. Seine Worte trugen mehr den Ton eines Befehls als den einer Bitte.

Das hübsche Kind musterte den strammen Preußen verwundert, aber doch mit unverhohlenem Wohlgefallen und führte ihn, ohne irgend eine Anwendung zu machen, denn teppichbelegten Flur entlang nach dem Salon.

Er folgte ihr auf dem Fuße.

Nun öffnete sie die dunkle Eichentür, um ihn vom Flur her eintreten zu lassen. Im nächsten Augenblick hatte sie aber, lacertenartig ins Zimmer schlüpfend, die Tür auch schon wieder hinter sich zugezogen. Er hörte drinnen einen leisen Aufschrei, das Flüchten leichter Füße, schleifende Frauengewänder. Sein Herzschlag setzte aus — doch schon hatte die Jungfer wieder die Flügeltür vor ihm aufgeschlagen.

Sein ganzes Wesen ungeduldigste, heiligste Erwartung, wartet er ein.

Und hier, zwischen den feinen alten Rokokomöbeln der gleiche veranschende, in süße Träume versenkende Duft! Nur intensiver noch als draußen im Garten!

Dort auf diesem Sessel nahe dem Schreibtisch hatte Toska gefessen — damals als er hier mit ihr und der blinden Mutter kurz vor seiner Rückkehr nach Courcelles noch eine wonnige halbe Stunde verpfäubert. Schweratmend trat er tiefer ins Zimmer hinein. Schweratmend stand er vor dem Sessel still. Toskas Bild mit all seinem süßen Zauber, mit all seiner Unschuld und Schöne wuchs und wuchs aus dieser Umgebung strahlend vor ihm heraus — ein Bitterkeit besiet ihn, ein bitteres Schamgefühl. Diesem Mädchen, dieser Frau hatte er eine unedle Handlungsweise zutrauen können?

In zorniger Wut gegen sich selbst drückte er die geballten Fäuste gegen die Augen.

Da wurde die Tür geöffnet und wieder ins Schloß gedrückt. Er fuhr empor. Ein paar Schritte vom Eingang stand Toska — nicht ein Wahngesicht seiner Phantasie! — nein! Toska selber in all ihrem unbeschreiblichen Liebreiz und doch voll königlicher Würde.

Ein Schauer, wie im Allerheiligsten, rann ihm durch alle Glieder. Er stürzte vor, sank in die Knie und erfaßte ihre Hände.

„Toska, vergib mir! Vergib mir!“

Sie neigte sich über ihn, mit fassunglos glücklichem Ausdruck in Miene und Geberde.

„Otto — du — du kommst zu mir? Du mißtraust mir nicht mehr?“

Da blickt er zu ihr auf. Mit überzeugender Liebesgewalt wirkte ihr ganzes Wesen auf ihn.

„Vergib mir! Vergib mir,“ rief er, daß ich an der Lauterkeit deines Herzens gezeuifelt! Jetzt fühl' ich's, jetzt weiß ich's — du — du konntest mich nicht aus unreinen Beweggründen verlassen!“

Sie legte die feine Rechte aufs Herz, Auge senkte sich tief in Auge.

„Otto — Gott ist mein Zeuge, was es mich gekostet hat, von dir zu gehen! Um — um —“ ein dunkles Rot der Scham überzog ihr Gesicht — „um Graf Duboits willen geschah es nicht! Aber ich fand keinen anderen Ausweg aus dem Labyrinth! — Heute weiß ich,“ — die warme Stimme senkte sich zu kaum verständlichem Flüstern — „daß ich's nicht hätte tun dürfen!“

„Daß du's nicht hättest tun dürfen, Toska —?“ In hochgepanntester Erregung presste er ihre Hände gegen sein wildklopfendes Herz.

„Ich war dein Weib — dir hatte ich Treue geschworen.“

„Und dein Vater, Toska — und Napoleon?“

„Otto — Napoleon starb meinem Herzen. Und mein Vater hat sterbend meine Liebe gesegnet.“

„O mein Gott!“ Da brach's über ihn her wie ein feuriger Sturm. Aufspringend riß er sie in seine Arme. Sie lag auf seiner Brust mit seligem Lächeln. „O du! du!“ Seine Klüße bedeckten immer von neuem ihre Lippen, ihre Wangen, ihre Augen. „Toska — Toska — mein bist du, — mein! Toska, hast du noch den Mut, mich wieder zu verlassen?“

Da schlug sie die Augen, die schönen dunklen Augen voll sonniger Glut zu ihm empor.

„Otto! Wo du hingehst, da will auch ich hingehen. Dein Vaterland sei mein Vaterland —“

„Toska! Heiliger Gott! Das sagst du — —?“

„Meine Liebe sagt es, Otto,“ erwiderte sie mit einem Lächeln süßester Verheißung. Und leise, in heiligem Befahren flügte sie hinzu: „Wahre Liebe ist stärker als alles — wahre Liebe ist stärker als selbst der Tod!“

### Vermischtes.

\* Ein Mann, der das Herz rechts hat. Eine naturwissenschaftliche Merkwürdigkeit ersten Ranges ist in Milwaukee in den Vereinigten Staaten entdeckt worden. Ein Arzt, Dr. C. J. Fortier, untersuchte zufällig einen Stewart des Schiffes „Arizona“, Jan Vos, der vor kurzem mit seinem Schiff nach Milwaukee gekommen war. Durch eine genaue Untersuchung und durch die Aufnahme von mehreren Röntgenphotographien stellte der Arzt fest, daß sich das Herz, die Leber und zahlreiche andere innere Organe von Vos im Körper auf der entgegengesetzten Seite befinden und gerade umgekehrt im Körper liegen, wie es bei dem normalen Menschen der Fall ist. Der Magen hat eine völlig andere Stellung als gewöhnlich, und die Spitze des Herzens liegt auf der äußersten rechten Seite. Vos ist kein geborener Amerikaner, sondern am 10. Oktober 1892 in der Schweiz zur Welt gekommen. Er wurde Seemann und kam 1910 auf einem Schiff nach Amerika. Die gewöhnliche Lage seiner inneren Organe soll schon von einem Arzt in Leyden in Holland festgestellt worden sein. Das merkwürdige Naturwunder, das sich der besten Gesundheit erfreut, erregt in Amerika großes Aufsehen und ist bereits mehreren gelehrten Gesellschaften vorgestellt worden.

### Büchertisch.

— Den weihnachtlichen Sendungen, die jetzt wohl an allen Orten von Kirchengemeinden und größeren Verbänden für die im Felde stehenden Krieger vorbereitet werden, wird man wohl überall gerne auch eine geistige Gabe beifügen wollen, die unseren Soldaten in weiter Ferne die Weihnachtsbotschaft nahe bringt und für ihre besondere Lage deutet. In diesem Zweck ist vom ev. Pfrverband für Württemberg ein Büchlein herausgegeben worden — betitelt „Ein Weihnachtsgruß für unsere Krieger“ — das u. a. enthält: Ein kräftiges religiöses Wort als Gruß aus der Heimat, Weihnachten im Feld, Weihnachtsgeschichte, ein Soldatengebet für Weihnachten. — Mitarbeiter ist u. a. der frühere Direktor des Friedberger Predigerseminars, Professor D. Wurster-Tübingen. Das Büchlein ist geschmückt mit sinnigen, tiefen und deutlichen Weihnachtsbildern. — Der Weihnachtsgruß, der handlich — zum Lesen in den Schützengräben — und mit möglichst widerstandsfähigem Umschlag ausgestattet ist, kostet im Einzelbezug 25 Pfg. Bei größeren Bestellungen ist der Preis erheblich billiger. Das Büchlein ist zu beziehen durch den ev. Pfrverband für Württemberg in Stuttgart, Färberstraße 2. — Im gleichen Verlag sind auch die Kriegsflugblätter von Direktor Schöll-Friedberg erschienen. Diese ganz vortrefflichen Blätter können warm zum erscheinen; von den zuletzt erschienenen ist besonders wertvoll erschienen; von den zuletzt erschienenen ist besonders wertvoll das Blatt Nr. 9 mit der Ueberschrift: Gefallen. Die Häftes kosten: 50 Exemplare 90 Pfg., 100 Exemplare 1,50 Mk., 500 Exemplare 6 Mk.

### Königspromenade.

Man darf die einzelnen Wörter und Silben nur in der Weise miteinander verbinden, daß man — wie der König auf dem Schachbrett — stets von einem Feld aus auf ein benachbartes übergeht

		ist	keiner	hoch	so		
	erbe	auf	gestellt	mir	bei	steht	
daß	neben	der	ver	achte	rote	gen	das
selber	ich	ihm	gibt	selbst	schla	hoch	will
	mich	den	sich	jeder	an	ich	
		wert	ein	selbst	mich		

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des magischen Quadrats in voriger Nummer:

E	U	L	E
U	K	E	R
L	E	I	N
E	R	N	A